Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 36 (1960-1961)
Heft: 10

Artikel: Wir Glarner
Autor: Trümpy, Hans
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1074256

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

WIR GLARNER

von HANS TRÜMPY, Chefredaktor der «Glarner Nachrichten»

Foto: Walter Läubli

«WIR GLARNER» ist ein kollektiver Begriff, man erwartet, daß dieses Kollektivum gegenüber andern Kollektiven gewisse Unterschiede zeige. Tatsächlich erfahren wir ja in unserm Leben häufig, daß uns andere Leute sofort als Glarner erkennen, nicht nur an der singenden Sprache, sondern in unserm ganzen Verhalten, in unserm ganzen Wesen steckt der Glarner, dieses Kollektivum.

Das glarnerische Wirtschaftswunder

Als ich einmal schrieb, unsere Fabrikanten seien durch die Freude an der Arbeit, am Wirken, hochgekommen, da meinte Redaktor Dr. Bieri von der «NZZ», das sei doch wohl eine captatio benevolentiae für den bekannten Geldhunger der Glarner. Also genießen wir auch einen Ruf, und dieser Ruf war wohl auch schuld, daß man uns in die Reihe der finanzstarken Kantone einreihte und auch nicht degradierte, als wir so arm wie möglich taten. Daran sind nun aber die Holding- oder Domizilgesellschaften schuld, die den Steuerertrag des Bundes und des Kantons bedeutend vermehrt haben. Der Kanton Glarus war der erste in der Schweiz, der den Holdinggesellschaften ein Steuerprivileg einräumte. Das kam so: Verschiedene Glarner Fabrikanten gründeten in Rußland Textilunternehmen, so die Moskauer Textil-Manufaktur, und erhielten den Bescheid, daß sie in Rußland nicht besteuert würden, falls sie ein schweizerisches Steuerdomizil hätten. Landammann Eduard Blumer ging als umsichtiger Finanzdirektor auf diesen Kuhhandel ein, die Steuer wurde auf vierzig Rappen vom Tausend des Aktienkapitals festgesetzt und brachte dem Kanton Glarus mit den Jahren erhebliche Erträge, besonders, da wir viele Jahre das Monopol besaßen und die Konkurrenz erst spät einsetzte. Manchmal erhob sich dagegen eine moralische Entrüstung, die wohl nicht immer ohne Neid gespielt wurde.

Nun, wir litten nicht unter unserm Ruf, da wir auch heute noch um anderer Tugenden willen beneidet werden. Die Glarner Fabrikanten lebten stets sehr einfach, mitten im Fabrikareal oder doch ganz nahe, damit sie die ersten und letzten seien im Geschäft. Der Herkunft nach stammen die meisten Fabrikanten vom Handwerk her, und das berühmte «glarnerische Wirtschaftswunder» ist tatsächlich insofern ein Wunder, als einfache Männer wagemutig zu Fabrikanten wurden. Ich rede ja bloß von Bekanntem, wenn ich darauf hinweise, daß in keinem andern Bergkanton die Industrie sich so stark entwickelt hat wie bei uns. Man könnte mit Hermann Hiltbrunner ausrufen: «Alles Gelingen ist Gnade», vorausgesetzt, daß es gelingt. Wir Glarner sind aber keineswegs so fromm, daß wir es bekennen müssen, keine Calvinisten, welche im Erfolg den spürbaren Segen Gottes erblicken, sondern wir schreiben uns die Tüchtigkeit, den Sparsinn, das solide Haushalten, das gute Rechnen bescheiden, wie wir nun einmal sind, selber zu. Wo man etwa neidisch von «Glück» spricht, vergißt man, daß die Hauptindustrie, die Baumwolldruckerei, nach einer Blütezeit in den fünfziger und sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts gegen dessen Ende ganz am Boden lag.

Aber die *Vermögen* blieben erhalten, weil die Glarner Fabrikanten einfach lebten (und z. B. die St. Galler Stickereifabrikanten wegen ihres luxuriösen Lebenswandels nicht gerade hoch einschätzten) und nie Geld für unnütze Dinge ausgaben wie etwa für luxuriöse Bauten, Gemälde, Bücher oder Gelage; sie hielten sich einzig etwa einen Landauer oder einen schwungvollen Schlitten.

Wo der Blick auf das Geld gerichtet ist, wird natürlich auch vieles mit Geld bewertet, was nicht meßbar ist. Die Frage: Wozu? verhindert manchmal ein opferfreudiges Handeln. Aber, dessen rühmt sich der Glarner mit Recht, die Fabrikanten haben auch viel Wohltätigkeit geübt, Fabrikkrankenkassen gegründet, und den ersten Konsumladen in Schwanden hatte der Fabrikant Peter Jenny inszeniert (auch der Wirker Blumer-Egloff und andere Fabrikanten außerhalb des Glarnerlandes waren den Konsumvereinen freundlich gesinnt). Das Beste aber war, daß die Fabrikanten ihre Arbeiterschaft auch dann durchhielten, wenn sie auf Lager schaffen mußten. Freilich waren die Löhne gering, und wenn ein Arbeiter einen Fünfer mehr Stundenlohn verlangte, so schlug der Fabrikant die Hände zusammen, ob er ihn in Konkurs bringen wolle?

Aber da half noch etwas anderes mit, daß die schweren Krisen ertragen wurden: das alte, glarnerische *Tagwenrecht*. Jeder Bürger besaß Tagwen Bürger- oder Allmeindboden, auf dem er Erdäpfel, Bohnen, Lauch und Petersilie ziehen oder das Gras für seine Ziegen mähen konnte. Das Holz für die Küche und die Heizöfen lieferte ihm der Tagwenwald, und um Martini herum schlachtete er seine Sau. Die

Kleinviehhaltung hat über die Krisen hinweggeholfen. Um sein Vieh zu besorgen und im Walde Holz zu sammeln, ging der Drucker schon im Laufe des Nachmittags aus der Fabrik heim, wenn er sein Model genug auf das Tuch gedrückt hatte, der Glarner Drucker war sozusagen der Aristokrat unter den Fabrikarbeitern.

Auf die weltberühmte glarnerische *Fabrikgesetzgebung* brauche ich nicht hinzuweisen, das lernt man ja in der Schule. Das ging aber alles nicht so harmlos und selbstverständlich durch, und wer tiefer in diese Geschichte blikken möchte, dem sind die Berichte des Pfarrers von Linthal, Dr. Bernhard Becker, zu empfehlen. Da lernen wir auch stürmische Landsgemeinden kennen, die einen Landammann Dr. Joachim Heer bewogen haben, 1876 das Amt eines Bundesrates anzunehmen, das er einige Jahre früher abgelehnt hatte, dann allerdings nur knapp drei Jahre bekleiden konnte. Heer war auch der Urheber des ersten eidgenössischen Fabrikgesetzes und berief Dr. med. Schuler als einen der ersten drei eidgenössischen Fabrikinspektoren.

Sicher hatte die Industrie neben der Landwirtschaft für unsern Kanton die größte Bedeutung. Ihre Gefahren wurden von Dr. Schuler frühzeitig erkannt, und es zeugt für dessen Ansehen, daß er bei den hartgesottenen Glarnerfabrikanten trotz allen Hindernissen durchdrang. Es wäre ja reizvoll, näher auf das glarnerische «Herrentum» einzutreten, denn der Fabrikant war im Volksmund stets «der Herr», und das Schicksal, das Wohl- und Wehergehen der meisten glarnerischen Gemeinden hing tatsächlich am «Herrn», der dann in den meisten Fällen aber auch die Verpflichtung erkannte, das gute Beispiel zu geben, als Vorbild zu wirken.

Das ist gewiß nicht immer leicht, es macht auch manchmal böse. Vergleichen wir die männlichen, stolzen Gesichter dieser «Herren» mit den oft traurigen Gesichtern der Fabrikler, wie sie im Heimatmuseum des Freulerpalastes auffallen, so wird niemand die Entwicklung auf dem Gebiete des Arbeitsrechtes bedauern.

Es wäre auch falsch, mit dem Ausdruck *Manchestertum* das Verhältnis zwischen Arbeitgeber und -nehmer zu erklären und abzutun. Ich erinnere mich, wie meine Großmutter auf Riedern mich jeweilen um Weihnachten herum in die Heer'sche Fabrik schickte, um vielleicht fünfzig oder sechzig Franken aus einem Käßlein zu holen. Sie selber war nur drei Jahre in die Schule gegangen und mußte mit neun Jahren in die Fabrik. Deswegen konnte sie doch viel besser rechnen und jassen als ich. Aber diese kleine Rente war für sie nicht bloß Gold wert, sondern sie war wie ein unlösbares Band zwischen ihr und der Heer'schen Fabrik, einst der mächtigsten Druckerei im Glarnerland, jetzt zum Teil abgerissen, nunmehr Skifabrik und kantonales Laboratorium, nördlich vom Bahnhof. Das harte, einfache und genügsame Leben Tausender von Menschen war ihnen noch nicht so bewußt und wurde wie selbstverständlich empfunden.

Ich bin jetzt sehr stolz darauf, daß ich mit meinen Kameraden aus der Hoschet im Nordwesten der Gemeinde Glarus in den Frühlings-, Sommer- und Herbstferien ins *Holz* gegangen bin, so daß meine Eltern bis zu meiner Konfirmation im Jahre 1908 nie Holz für die «Bürdeliöfen» (Reiswellen) kaufen mußten. Wir hatten im «Zabedsack» eine Cervelat, später sogar eine Zürcher Schützenwurst, ein halbes Pfund Brot und eine jetzt nicht mehr gebräuchliche Mixtur aus Essigwasser und Zucker, und dieser Reichtum genügte von morgens vier Uhr bis abends fünf oder sechs Uhr. Heute geht die Jugend nicht mehr ins Holz, sie sucht nach anderer Freizeitbeschäftigung.

Die Werterhöhung des einzelnen Menschen

Es kommt ja im Leben zum Glück nicht nur auf das Geld an. Wir haben unsere *Landsgemeinde,* die dem einzelnen mehr Bedeutung und Wert gibt, als er sonst beanspruchen könnte. Sie ist nicht bloß eine äußere Form der reinen Demokratie, oder ein Petrefakt aus uralter Zeit, oder ein Schauspiel, sie ist vor allem diese Werterhöhung des Menschen. Selbst der Glarner Bauer ist selten so schweigsam und in sich gekehrt, wie ihn unsere in sich verliebten Schriftsteller gerne schildern. Das weiß ich aus dem Militärdienst. Die Glarner Milizen sind ein wenig verschrien, weil sie das Maul nie halten können, aber sie gehören zu denen, die «Neinnein» sagen und «Jaja» tun, und das ist wohl doch besser als umgekehrt.

Gewiß ist die Landsgemeinde auch ein «Kollektivum», aber sie ist keine «Masse». Die Masse unterscheidet sich von der Gemeinschaft dadurch, daß die Masse gerade nur das Kollek-

tive betont, der Einzelne gilt ihr nichts, obwohl gerade einige Einzelne, oder gar nur ein Einzelner in ihr gewaltig, übertrieben und maßlos erscheinen. Durch die wahre Gemeinschaft erhält der Einzelne erst seine Bedeutung, wird er sozusagen ernährt, bekommt sein Leben einen Sinn. Wer daher der Gemeinschaft entfliehen möchte, flieht vor sich selber.

Einmal, als die Landsgemeinde das Schulgesetz abändern sollte, sprach ein Redner aus dem Volke stets von «Demagogen». Da rief ein anderer: «Pädagogen, nicht Demagogen!» «Gog ist Gog», gab der Redner zurück.

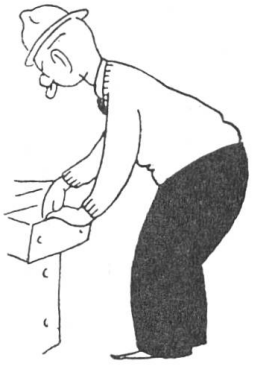
Grösse trotz Kleinheit

Liebe Eidgenossen, sprecht mir nicht vom «Glarnerländchen»! Abgesehen davon, daß

Der kleine Familienfilm

Familie macht alles bereit für das Picnic. Mann sagt, dass man Flaschenöffner ja nicht vergessen soll.

Bemerkt, während ganze Familie nach dem Flaschenöffner sucht, dass es ein Glück ist, dass jemand da ist, der an alles denkt.



Da Flaschenöffner unauffindbar ist, hilft er suchen. Fragt, was

nun. Wer gedenkt Flaschen zu öffnen ohne Flaschenöffner?

Frau hat das vage Gefühl, dass sie den Flaschenöffner vielleicht ohne es zu merken bereits eingepackt haben könnte.

Mann sucht ihn vergeblich im ersten Korb. Im zweiten liegt er zu unterst neben den harten Eiern.

Legt ihn sorgfältig auf die Seite, während er die Körbe wieder einpackt.

Ruft der Familie, man solle sich beeilen. Verstaut Körbe im Auto. Entdeckt beim Essen am Waldrand, dass Flaschenöffner noch auf dem Küchentisch liegen muss.

zweitausend Meter Höhenunterschied zwischen dem Tal und den Gebirgskämmen hunderttausend Metern Länge im Flachland gleichkommen – sonst sähe man die Berge nicht – so zeugt diese Verniedlichung von wenig Respekt. Es kommt, das sagt bereits Johannes von Müller in seiner Schweizergeschichte, nicht auf den Quadratkilometer an, will man die Seele messen, vielmehr auf den Wert der Menschen, die in einem Quadratkilometer zuhause sind. Wenn da einer in einer Besprechung der zweibändigen «Geschichte des Landes Glarus» von Landesarchivar Dr. *J. Winteler* schreibt, das Glarnerland habe in der schweizerischen Eidgenossenschaft nie eine große Rolle gespielt, so zeigt er, daß er vom Eigenleben unserer Kantone und Gemeinden nichts versteht, das «Lokale» unterschätzt und das Leben nur am äußern Geschehen mißt.

Übrigens ist seine Behauptung auch gar nicht richtig; denn in der Schlacht bei Näfels, am 9. April 1388, haben wir Glarner die Freiheit errungen, und zwar war dieser Sieg einer der lautersten und schönsten, weil da auch gar nichts von wüstem Tun und Treiben überliefert ist wie von andern Schlachten. Man weiß zwar nicht viel vom Hergang der Schlacht, aber desto heller ist die Legende. Und wären etwa ein Zwingli, ein Glarean, ein Aegidius Tschudi, dessen poetische, darum phantasievolle Geschichtsschreibung nach und nach wieder zur Geltung kommt (also nicht nur im «Wilhelm Tell»!), ein Oswald Heer, der berühmte Naturforscher, der erste Bundesgerichtspräsident Dr. J. J. Blumer, Verfasser heute noch lebendiger staatsrechtlicher Bücher, Dr. med. Schuler usw. usw. keine bedeutenden Männer?

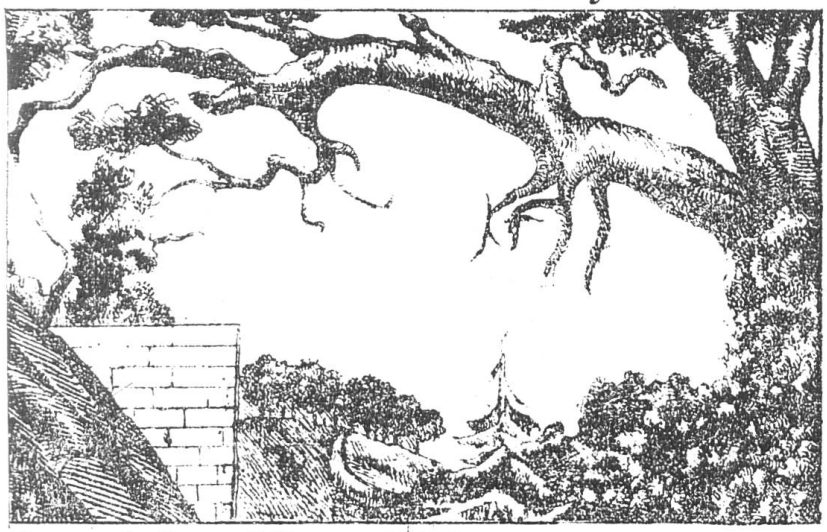
Aber das ist nun einmal so, unser Zeitalter mißt nur nach der Größe des Landes, das geht ja im Größern auch unsrer lieben Schweiz so. Wie es aber nach Goethe ein Glück ist, daß jeder Mensch Freude an seinem Gesicht hat, so bedeutet es eine Erlösung, daß wir unsere Kleinheit nicht spüren, wir Glarner kommen uns so groß vor wie die andern, sind dann aber auch verletzt, wenn man uns unsre Kleinheit vorwirft. Das Glarnerland liegt von Zürich viel weiter weg als Zürich von Glarus, obwohl wir den Zürchern den Anblick der gewaltigen Glärnischzinnen freigebig gewähren. Das kommt davon her, daß Zürich groß ist und Glarus klein.

Die Zugezogenen haben es nicht immer leicht

Wer ins Glarnerland heiratet, dem kann es geschehen, daß er es nicht lange aushält, nicht nur wegen des Föhns, der auf die Seele drückt, vielmehr aus Langeweile. Ist denn so gar nichts

VEXIERBILD AUS DEM LETZTEN JAHRHUNDERT

Wo ist der schöne Mayer?



Où est le beau Mayer? | Where is the masher? | Dovè il bel Giuseppe?

los bei uns? Im Gegenteil. Da ist die Glarnerische Konzert- und Vortragsgesellschaft, welche berühmte Künstler und Gelehrte verpflichtet, und das Stadttheater Chur einige Male einlädt, da werden sogar Oratorien von Bach und Händel aufgeführt, in jedem Dorf wird gesungen, oft auch Theater gespielt. Die Männer, welche von draußen zu uns kommen, finden bald Anschluß; denn Jassen kann man überall, und es kommen gar viele von draußen, leben doch von rund siebenunddreißigtausend Einwohnern nur etwa zwanzigtausend Glarner im Glarnerland selber, aber ebenso viele in der übrigen Schweiz.

Für die Frauen ist der Anschluß schwieriger, sie «fremden», wie man von Menschen zu sagen pflegt, die eine abwartende oder ablehnende Haltung einnehmen (besonders bei Kindern von drei Jahren an). Wie überall in kleinen Verhältnissen – manchmal auch in großen – gibt eben die Frau den Ton an, im Glarnerland herrscht das Matriarchat, das Mutterrecht. Man glaube ja nicht, daß etwa nur die Männer an der Landsgemeinde den Landammann, den Landesstatthalter, die Regierungsräte, die beiden Ständeräte wählen, o nein, das ist vorher gründlich zuhause mit der Frau besprochen worden. Wo aber das Matriarchat zum mindesten mitregiert, da herrscht auch der numerus clausus, da hält es schwer, in die Mitregentschaft aufgenommen zu werden.

Während die Rangstufen bei den Männern dank dem Militärdienst, den vielen Vereinen, vorab aber dank der Landsgemeinde sich einigermaßen ausebnen, werden sie auf der weiblichen Seite noch ziemlich betont. So plagen sich etwa die Frauen mit der Frage, ob sie wagen dürften, auf den reservierten Platz zu sitzen und wählen dann meist einen hintern Rang. In einem Frauenverein werden auf Weihnachten Geschenke verteilt, da kann es vorkommen, daß eine Frau keines oder ein kleines Geschenk erhält, weil sie ein viel zu schönes Kleid trug den Sommer hindurch.

Damit hängt auch die Freude an Titeln zusammen. Freilich sind die Titel in Gemeinden mit vielen Angehörigen desselben Geschlechtsnamens recht bequem für das Unterscheiden, wie die Übernamen, die Titelsucht entspricht einem Bedürfnis. Aber auch die, welche Frau Oberst, Major, Hauptmann bis hinunter zur Frau Wachtmeister oder die sehr beliebte «Frau Doktor» ablehnen, freuen sich zum mindesten über die Ablehnung.

Die oft schwierige und mühsame Eingliederung in die glarnerische Gesellschaft hat aber noch andere Gründe. Wir Glarner kennen uns nämlich so gut, daß wir uns gar nicht kennen. Wir wissen genau, wieviel einer versteuert, wo er verkehrt, ob er wenigstens nach außen ein braver sei, es gibt kaum eine Geheimsphäre, jedermann ist durchleuchtet und ins Album der öffentlichen Meinung geklebt mit einem Bild, das er nicht mehr herausreißen kann. Darum kennt man bei uns die Freundschaft kaum, die einzig die Fehler des andern erträgt, man ist Kegel- und Jaßbruder (zum Glück gibt es dies noch), Schul- und Dienstkamerad, sitzt zusammen in den vielen Behörden (gibt es doch allein siebenundzwanzig Richter), führt weise Gespräche am Bier- und Kaffeetisch, aber daß einer einmal dem andern sein Herz öffnete, ihm seine Sorgen mitteilte, ihn um Freundesrat und -tat anginge, das wäre wunderlich. Aber daran sind wir Glarner gewöhnt, wir merken es kaum, wohl aber der, welcher draußen ein paar wahre Freunde hatte, bevor er zu uns kam.

Zu den kleinen Verhältnissen gehört vor allem der Klatsch, und jedermann klatscht, das ist aber lange nicht so schlimm, wie der glaubt, der sich über den Klatsch erhaben dünkt; denn dieser ist ein Zeichen der Zusammengehörigkeit. Solange man sich noch umeinander kümmert, ist man verbunden miteinander, und oft ist der Klatsch bloß der Ausdruck für den Mangel einer wahren Zuneigung. Man steht sich viel näher, als man wahr haben will. Freilich macht der Klatsch die Menschen ängstlich, manche strengen sich ihrer Lebtage an, nicht in die Mäuler zu kommen, worin der Aufenthalt nach Jeremias Gotthelf nicht angenehm ist.

Man sagt auch, der Glarner werde erst unterhalb Ziegelbrücke ein Mensch. Das ist natürlich übertrieben, aber jeder Glarner spürt von Zeit zu Zeit das Verlangen, einen weitern, blauern Himmel zu sehen.

Der Mensch steht im Mittelpunkt

Aber welche Vorzüge hat ein kleines Land! Weil man sich kennt, jede Nachbarschaft schon eine kleine Gemeinschaft bildet, nimmt man Anteil an Geburt, Hochzeit und Tod, freut sich, wenn die Kinder heranwachsen und gedeihen, hilft wohl auch einander. Ja, schon mancher war froh, in einer kleinen, aber zähen

Gemeinschaft zu leben, ohne sie wäre er auf die schiefe Ebene geraten, und sollte er dennoch entgleisen, so hält ihn die Gemeinschaft, bis es nicht mehr geht.

Vieles wäre noch zu sagen, etwa der Stolz, den der Glarner beseelt. Darum ist zum Beispiel der Einfluß der Zeitung auf die Leser lange nicht so groß, wie sich viele Leute einbilden, welche die Presse wegen ihres Einflusses tadeln, und die manchmal selber nicht glauben, daß es schneit, bis sie es in der Zeitung gelesen haben. Abgesehen davon, daß die Leser den Redaktor kennen, der auch nur ein Mensch ist, so möchte der Glarner seine Unabhängigkeit bewahren und auch zeigen. Dies ist auch für den Redaktor bekömmlicher, wenn auch lästiger. Erstaunlicherweise läßt sich auch die Landsgemeinde nicht leicht beeinflussen, jeder Beobachter wird feststellen, daß sie oft eine Rede gut aufnimmt und dann doch anders stimmt.

Die Landsgemeinde macht stolz. Obwohl jedermann vor der Regierung den Hut zieht, wenn sie in feierlichem Schritt zwischen den Menschenmauern vom Rathaus zum Landsgemeindeplatz schreitet, so ist sie doch seine Regierung, von ihm selber gewählt, er fühlt sich ebenbürtig. Als einmal drei Männer im Holz waren und eine Lawine vom Schilt her zwei überschüttete, gratulierte Nationalrat Heinrich Jenny dem «Bayerpauli» zur Rettung – der Wind hatte ihn auf eine Holzreiserburde geweht – wie folgt: «Pauli, Uchrut verdirbt nüd!» Worauf ihm Pauli antwortete: «Du läbsch emal au nuch.»

So viel und gerne der Glarner redet, so legt er doch mehr Wert auf das Handeln. Vielleicht rührt das auch davon her, daß der Glarner nach der schweren Napoleonszeit, als 1600 Kinder auswanderten, vor dem Nichts stand und sich dann durch seine Arbeit wieder aufraffen mußte, eine Mühsal, die kein langes Philosophieren zuließ. Man kann deswegen nicht behaupten, der Glarner sei nur Realist und hasse alles idealistische Geschwätz. Ein Frömmler hat es allerdings nicht so leicht, ihm werden seine Schwächen ganz besonders angerechnet, weil er scheinbar mehr sein will als die andern. Aber hie und da trifft man einen Glarner und kommt mit ihm ins Gespräch über die letzten Dinge; er geht damit nicht zu Markt, aber man ist erstaunt, wie tief er lotet, er spürt, wie weder Philosophie noch Theologie dem Menschen wirklich helfen können, sondern bloß Hören und Vernehmen der innern Stimme. Im Grunde ist der Glarner fromm – wie anders könnte er es sein in einer so mächtigen Welt! Vielleicht fühlen wir uns allzu geborgen hinter und unter den mächtigen Mauern, welche unsere Berge gegen die Strömungen der Zeit bilden. Wahrlich, unsere Berge sind eine vortreffliche Behausung. Sie schützen uns vor der Ungeborgenheit.

Da mussten wir lachen . . .

Wir waren mit unserem Französischlehrer auf der Schulreise im Jura. Kurz zuvor hatte er mit uns das Kapitel über den Artikel von den französischen Ortsnamen durchgenommen; also z. B., daß es heißt «Je vais m'embarquer AU Havre», statt «. . . à Le Havre». Er legte uns dabei ans Herz, daß das ein sehr wichtiges Kapitel sei, da man an solchen Einzelheiten in französischen Gegenden den Deutschschweizer sofort erkennen würde.

Nun standen wir also eines Tages an einer Wegkreuzung und wußten nicht, welcher Weg uns nach Les Sairains führen würde. Daher fragte unser Lehrer einen Bauern, der eben auf einer Wiese Heu wendete, und zeigte mit der Hand in einer Richtung. «Pouvons-nous aller par là à Les Sairains?» Der Bauer antwortete laut und trocken: «Aux Sairains goht's deet dure!» — Daß die ganze Klasse schmunzelte, ist leicht begreiflich.

-ls